

ANTHROPOLOGISCHE GRUNDLAGEN DER LITURGIE

– I. THEORETISCHER THEIL –

Den Artikel «Gloire» seines «Dictionnaire philosophique portable» überläßt Voltaire einem Häuptling der Dervise, Ben-al-Bétif, gegen die Maxime «Ad majorem Dei gloriam» zu polemisieren: «Peut-il aimer la gloire? peut-il en recevoir de vous? peut-il en gouster?»

Fundamentaltheologisch betrachtet erscheint dieser Gedanke bestechend: was könnte der Mensch Gott geben, indem er Ihn verherrlicht. Aber: es ist die Würde des Menschen, die von ihm fordert, daß er seinen Schöpfer ehrt. Und es entspringt der Liebe Gottes zum Menschen, daß er dessen Verehrung annimmt. «Tu excitas ut laudare te delectet, quia fecisti nos ad te et inquietum est cor nostrum donec requiescat in te» schreibt Augustinus.

Und größere Weisheit, als Voltaire selbst ahnte, zeigt die Antwort, die er die Dervise ihrem Häuptling geben läßt: «Gloire à Dieu! Ben-al-Bétif a bien parlé.»

Gottesdienst also braucht der Mensch um seiner Würde willen. Aber es wäre eine widersinnige Folgerung daraus, wollte man den Gottesdienst nach den Bedürfnissen des Menschen gestalten – dann wäre es emotionale Selbstbefriedigung und kein Gottesdienst. Sinn hat für den Menschen, so lehrte Viktor Frankl, nur das, wohinein er sich verlieren kann, das, wobei er sich selbst vergessen kann. Menschlich sinnvoll also ist Gottesdienst nur, wenn es dem Menschen um Gott geht.

Darin jedoch muß Gottesdienst der Natur des Menschen entsprechen, daß er dessen Liebe und Verehrung auszudrücken vermag. Insofern ist die Frage nach den anthropologischen Grundlagen der Liturgie sinnvoll.

DIE LITURGISCHE ORDNUNG

Unsere Zeit schätzt Spontaneität besonders hoch. Dem setzt der Gottesdienst der Kirche einen immer gleichen Ritus entgegen. Warum?

Nun: auch im privaten Leben entwickeln sich wie von selbst Riten: der Ritus der Begrüßung und des Abschieds etwa und der Ritus der Mahlzeiten. Gerade bei dem, was dem Menschen persönlich wichtig ist und bei dem, was ihm Freude macht, zeigt er ein Bedürfnis nach fester festlicher Form, nach einem Ritus. Um so mehr gilt das für das festlichste Erlebnis, das dem Menschen möglich ist: die Begegnung mit Gott. Was ist der Sinn der steten Wiederholung?

Um festlich zu sein, muß ein Ritus klar in seinem Ausdruck sein, und er muß schön sein.

Der Ritus drückt sich durch Zeichen aus; damit er klar ist, müssen die Zeichen wahr sein. Die Wahrheit von Zeichen kann anthropologisch vorgegeben oder sinnfällig sein; ansonsten beruht sie auf beständiger, selbstverständlicher Anwendung – so wie bei den Wörtern der Sprache¹. Nur durch beständige, selbstverständliche Anwendung immer gleichbleibender Zeichen erhält der Ritus lebendigen Sinngehalt.

Jeder festliche Ritus will schön sein. Gottesdienst muß darüber hinaus vor allem wahr sein (Joh. 4, 23) – wahr im Lob Gottes wie auch in der Haltung des Menschen. Der Ritus ist körperlicher Ausdruck; der körperliche Ausdruck von Wahrheit ist wiederum

¹ W.H.W.: Zeichen – Sakramente – Sakramentalien (E&E 6/01)

die Schönheit. Also ist gottesdienstlicher Ritus im besonderen wesenhaft schön; er ist ein Kunstwerk.

Schönheit nun hat ihre eigenen Gesetze².

Gelegentlich lese ich gerne Gedichte. Der Lesegenuß besteht nicht darin, ständig etwas Neues zu lesen (natürlich gehört es auch dazu, sich neue Gedichte zu erwerben), sondern zu einem großen Teil darin, bekannte Gedichte immer wieder zu lesen. Schönen, also nicht-trivialen Stoff erschöpft man nicht durch wiederholtes und auch häufiges Erleben; im Gegenteil nimmt man ihn so immer reicher wahr. Das Kunstwerk gibt Gelegenheit, sich an ihm zu entwickeln (nach Piaget ermöglicht die Wahrnehmung des Werks immer mehr «Akkommodation» meiner Kognition; dadurch wiederum kann ich es immer differenzierter wahrnehmen – «assimilieren»: das ist das Prinzip kognitiver Höherentwicklung).

Und keineswegs geht dem Ritus etwas verloren, wenn er in allem wesentlichen unverändert bleibt. Auch ein Musikstück verliert ja nicht dadurch, daß der Spieler, daß der Dirigent sich an die Noten hält – ein gültiges Werk kann durch Abänderungen nur verlieren.

Für den Ritus heißt das: entscheidend ist die Qualität; der Inhalt muß wahr sein, reichhaltig und von innerem Zusammenhalt, die Form ihm angemessen und wohlstrukturiert.

Dazu freilich muß der Ritus als Einheit gewahrt sein: mit seinen Texten, deren Gesangsweise, dem räumlichen und dem rituellen Rahmen, schließlich der funktional strukturierten – also hierarchischen – liturgischen Gemeinschaft als Subjekt der Feier. Wird eine Komponente wesentlich reduziert, so leidet die Qualität des Ganzen, dann laufen Wiederholungen Gefahr, leblos zu werden. Das eben ist die Folge des Textpositivismus, der neuerdings (seit etwa achthundert Jahren) in Mode gekommen ist: das Breviergebet zeigt Längen, die das gesungene Stundenofficium nicht kennt. Dieser Mißstand war es, der die unsäglichen Reformversuche Pius' X. und Pauls VI. ausgelöst hat.

² W.H.W.: Schönheit und andere Möglichkeiten (E&E 2/97)

Und nur in einer Liturgie, deren Ordnung man – zumindest grosso modo – kennt, vermag man Raum zu finden für den eigenen, persönlichen Gottesdienst. Wenn also Liturgie dazu eine Heimstatt bieten soll, muß sie, in den Grundzügen zumindest, bekannt sein und zudem gut strukturiert und dadurch übersichtlich und einprägsam – sonst fordert sie nur dazu auf, sich zurechtzufinden, anstatt teilzuhaben an ihrer Feier.

Schließlich: die sorgsame Beachtung der liturgischen Ordnung hat selbst Bedeutung: sie zeigt, daß denen, die eine liturgische Funktion innehaben, daran gelegen ist, einen Dienst auszuüben – Gottesdienst eben: sie erwarten sichtlich, daß Gott diesen Dienst, das Opfer des Lobes (Ps. 115, 8) in der Gestalt der Schönheit, liebevoll annimmt. Gibt sich der Zelebrant aber ungezwungen, spontan, so zelebriert er damit sich selbst; denn das kann nur er sich erlauben, allenfalls noch ein Gemeindegewaltiger (mit dem jiddischen Fachausdruck: ein «Takif») – keineswegs ein Ministrant oder ein einfacher Gottesdienstteilnehmer.

Wenn der Kaplan von Nümbrecht locker, wiegenden Schrittes durch den Altarraum spaziert, über seinen trockenen Hals klagt und öffentlich nach einem Bonbon fragt (am Ende wird auch noch ein Glas Wasser auf dem Altar stehen), ist jedenfalls geklärt, wer hier die Alpha-Position einnimmt.

Jedoch ist Liturgie nicht starr. Was ihr vom Gehalt und von der Form her entspricht und sich in ihren Rahmen einfügt, darf bei gegebenem Anlaß eingefügt werden.

So sah ich einmal in einer orthodoxen Kirche, als denen, die nach der Lesung des Morgenevangelium das Evangelienbuch verehrten, die Stirn gesalbt wurde, wie eine Frau dem Priester ihre – offenkundig kranken – Hände entgegenstreckte und er ihr auch die salbte.

Läßt allerdings die Liturgie Raum für freie Gestaltung, bedeutet das durchaus nicht, daß sie den gegenwärtigen Anliegen der Menschen näherkommt. Seit Jahrzehnten gibt die lateinische Kirche die Möglichkeit, die Fürbitten frei zu formulieren. Jedoch sind hier nun nur selten Bitten für gegenwärtig dringende Anliegen zu hören; um so öfter werden die Gedanken der Predigt in den Fürbitten weitergeführt. Soweit ich mich nur erinnern kann,

habe ich in all dieser Zeit nie gehört, daß für die Kranken der Pfarrgemeinde namentlich gebetet würde. In der orthodoxen Kirche jedoch mit ihren festen Fürbittformeln geschieht das ganz selbstverständlich.

DIE KLASSISCHE ANARCHIE DER LITURGIE

Für seine persönliche Gebetspraxis wird sich ein jeder in einem gewissen Rahmen seine eigene Ordnung schaffen, die einerseits liturgische Formen der Kirche aufnimmt, andererseits etlichen Raum für spontanes Gebet und spontane Ausdrucksformen läßt. Diese Liturgie gehört also ihm selbst – und natürlich Dem, dem er sie darbringt. Wem aber gehört die Liturgie der Kirche?

Sie gehört niemandem; und deshalb gehört sie letztlich allen.

Im christlichen Altertum und im Mittelalter herrschte hier Anarchie: die Liturgie mit ihrer streng vorgegebenen Ordnung bildete einen herrschaftsfreien Raum. Außerem Eingriff war sie weitgehend entzogen, eine Ritenkongregation gab es noch nicht. Somit war sie nicht fremdbestimmt (ich gestatte mir hier einen Begriff von Marx; er trifft!); ein jeder, der teilhatte, konnte sich das Ererbte zu eigen machen.

Was die Ethnologie festgestellt hat, ist letztlich selbstevident: herrschaftsarme politische Struktur beruht auf allgemein respektierter hergebrachter Ordnung. Entsprechendes gilt natürlich von der Liturgie. Offensichtlich ging man im Mittelalter mehr als heute von einer «wahren» Liturgie aus, die im Kern dem Eingriff menschlicher Weisheit entzogen war³. Darum konnte die Liturgie recht «herrschaftsfrei» sein: die Hierarchen und Oberen fühlten sich nur in Randbereichen aufgerufen, sie an die jeweiligen geistigen Strömungen zu adaptieren. Daraus resultierte jene Beständigkeit, die die Bedeutsamkeit der Zeichen festigte, die Richtigkeit der Liturgie bestätigte.

³ W.H.W.: Heiliger Eros (E&E 1/96)

Sicher hatte der mittelalterliche Kanoniker oder Mönch nicht immer Lust zu langen – nach heutigen Maßstäben übermäßig langen – Gottesdiensten. Nicht das jedoch erzeugt das Erlebnis von Fremdbestimmtheit, sondern gegen besseres Wissen eine als falsch erkannte Form verwirklichen zu müssen (bewußt stelle ich «richtig» und «falsch» gegenüber, nicht «gut» und «schlecht»).

Diese Dissonanz zwischen Einsicht und Verpflichtung ist etwas ganz anderes als der Konflikt zwischen Lust und Verpflichtung, der sich einstellen kann, wenn das Opus Dei, diesem Ausdruck gemäß, als Dienst ausgeführt wird. Der Gläubige wird Gottes Willen nie für falsch halten.

Umgekehrt heißt das: was er für falsch erkennt, wird er nicht für Gottes Willen halten, also nicht zum Gottesdienst zählen. Nach irgendeiner Reform des XX. Jahrhunderts sah sich der Klerus verpflichtet, sich die Osterzeit zu verderben durch ein neugeborenes Josephsfest, das die Oktav hindurch das österliche Stundengebet verdrängte. Hier sah sich der mittelalterliche Kleriker des XX. Jahrhunderts fremdbestimmt.

Freilich gab es auch im Mittelalter abträgliche Entwicklungen: in nachkarolingischer Zeit begannen Apologien (Selbstanklagen und Vergebungsbitten) alles zu überwuchern. Jedoch gab es damals noch intakte Selbstreinigungskräfte der Liturgie: jene Apologien sind im hohen Mittelalter anscheinend ohne planmäßige Reform einfach wieder abgeschüttelt worden; niemand hatte zuvor Dekrete erlassen, die den momentanen Zeitgeist künftigen Jahrzehnten oder gar -hundertern auferlegt hätten. So konnten gröbere, dem gebildeten Teilnehmer anstößige Unstimmigkeiten nicht in den dauernden Gebrauch der Kirche eindringen.

DER AUTOR DER LITURGIE

Wie konnte sich Liturgie entwickeln, jene Liturgie sich ausbilden, die im hohen Mittelalter erreicht war? Der Christ weiß natürlich, daß sie ein Geschenk des Heiligen Geistes ist. Dennoch ist es – ebenso wie bei der Heiligen Schrift – berechtigt, die menschliche Seite ihrer Entstehung darzustellen.

Am Anfang stand das jüdische Erbe⁴ und die Anordnung des Herrn. Jede neue Entwicklung unterlag strenger kritischer Wertung. Der bestehenden, allgemein akzeptierten liturgischen Ordnung gegenüber hatten neue Elemente sich zu bewähren.

Zu sinnvoller Weiterentwicklung sind drei Instanzen vonnöten: der, der einen neuen Gedanken hat; der Obere oder Prälät, der dessen Verwirklichung anordnet – oder auch nicht; die kritische Öffentlichkeit, die sich dem widersetzt – oder auch nicht (die freie Wildbahn, in der Mutationen sich erst im Leben bewähren müssen, um es einmal mit dem biologischen Paradigma der Evolution vergleichen).

Natürlich war es am Ort nicht leicht, sich dem Bischof oder Abt widersetzen; aber das Kapitel oder der Konvent dürfte im Mittelalter doch bereits die erste Stufe einer kritischen Öffentlichkeit gewesen sein. Sodann griff die Macht der liturgischen Öffentlichkeit durch die lockere geographische Organisation der mittelalterlichen Liturgie – entscheidend war, welche Weiterentwicklungen in die benachbarten Kirchen übernommen wurden. Zu beachten ist der physikalische Aspekt: die Zahl der Konvente war sehr groß, und sehr groß war oft auch die Zahl der Kleriker oder Mönche in den Konventen, so daß das Gesetz der Trägheit der Masse griff.

Zudem ist ein Konvent (oder Kapitel) auch psychologisch etwas ganz anderes als eine Ritenkongregation oder Liturgiekommission: er hat seine Berechtigung in sich selbst, braucht sich nicht durch Aktionismus zu legitimieren. Außerdem beschließt er primär für sich selbst, darüber, was er tun will, nicht, was andere tun sollen.

Es hat also eine kirchliche Öffentlichkeit gegeben, die nicht nur aus den handelnden Hierarchen und deren Beratern bestand, sondern auch einem Kirchenvolk, das zwar nicht selbst handelte, aber widerstandsfähig, nicht nur passiv war.

⁴ W.H.W.: Jüdisches Erbe im christlichen Gottesdienst und islamischer Widerhall (E&E 5/00)

Dafür scheint mir das Wort «Pléroma» treffend (wenn mir auch dessen antikatholische Spitze natürlich bewußt ist). Das Pléroma, nicht als Masse gegenüber dem Einzelnen, sondern gebildet durch den Konsens, das übereinstimmende Erleben all derer, die durch Lehre und Liturgie der Kirche eine gemeinsame geistliche Bildung erlangt haben – «sentiunt cum ecclesia» –, dieses Pléroma besteht idealiter gleichermaßen aus den Klerikern der Diözesen, den Angehörigen der Konvente und der ganzen liturgiefeiernenden Christenheit der liturgischen Region.

Seit dem fränkischen Mittelalter begann es wohl mehr und mehr, sich auf den Klerus der Konvente zu beschränken. Diese Beschränkung hat zunächst die Liturgie kaum beeinträchtigt, wenn dadurch auch wichtige Adaptionen an die Bedürfnisse der Laien (Zeitpunkt und Dauer der Stundengebete, die Frage der Volkssprache) ausblieben; sie mißriet, seit sich gegen 1200 die geistigen und materiellen Lettner in den Kirchen niedersenkten⁵.

Fehlt aber das Pléroma oder wird ihm nicht die nötige Zeit gelassen, so gerät die Liturgie in falsche Hände: Wer einen neuartigen Gedanken hat, dessen Maßstäbe ändern sich durch die intensive Beschäftigung mit diesem Gedanken; er denkt nicht mehr von dem Ganzen aus, in das die Neuerung einzupassen ist, sondern seine Wahrnehmung wird umstrukturiert, das Neue wird zum Zentrum, «Betriebsblindheit» stellt sich ein. Wird es dann in die Praxis eingeführt, so mag es zunächst vom Neuheitseffekt profitieren, auf die allzeit Gelangweilten belebend wirken, darum breiten Zuspruch finden. Doch dieser Neuheitseffekt verpufft nach kurzer Zeit. Jetzt erst ist kritische Bewertung möglich – wenn nicht bereits eine juristisch zuständige Instanz die Sache festgezurrert hat.

Wenn es gar sichtbare Mißstände gibt, so daß Reformdruck besteht, steht die Behebung dieser Mißstände im Focus der Aufmerksamkeit, nicht die Eigenqualität des neuen Gedanken, so daß dieser echter Bewertung entzogen ist. Und die Ruhe geht verloren, aus der heraus sorgfältige Ausgestaltung neuer Formen

⁵ W.H.W.: Die Rolle des Priesters im Zeugnis der Liturgie (E&E 1/96)

und ihre Bewertung und damit qualitative Entwicklung erst möglich sind. Darum ist in dieser Situation Restitution angezeigt, nicht Neuschöpfung. Im großen Ganzen vorbildlich ist das in der «tridentinischen» Reform Pius' V. geschehen.

Es ist ein Zerrbild, das zwar schon früh im Mittelalter der *Liber Pontificalis* liefert, für das unsere Zeit aber besonders empfänglich ist, alle Neuerungen seien durch päpstliches Dekret zustande gekommen. Auszugehen ist davon, daß im weiten Umfeld von Rom sich Formen gebildet haben (oder auch in Rom selbst unterdrückte Formen sich bewahrt haben), die dann von römischen Kirchen (deren Liturgie bis ins hohe Mittelalter untereinander sehr verschieden war) schließlich übernommen (oder wieder eingeführt) wurden. Und selbst päpstlichen Dekreten gegenüber gab es eine kritische Öffentlichkeit: sogar Gregor d. Gr. sah sich genötigt, sich für seine Reformen zu rechtfertigen.

Bei all dem gehe ich allerdings von einem idealen Mittelalter aus; es gab freilich Beispiele anderer Art wie das päpstliche Verbot des «ambrosianischen» Gesangs in Montecasino und das der Eigenliturgie der römischen Basiliken. In der Gegenüberstellung zu späteren Gepflogenheiten jedoch stimmt durchaus, was ich schreibe.

DIE IMMANENTE DYNAMIK DER LITURGIE

Die Gestaltpsychologie lehrt, daß das dynamische Prinzip menschlichen Denkens die Suche nach der «guten Gestalt» ist. Insbesondere in den schönen Künsten gibt es innere Notwendigkeit für die gute Gestalt des Werkes. Auch der Laie kann erkennen, daß Veränderungen an der fertigen Gestalt nicht ohne weiteres schadlos möglich sind (nun gut: nicht jeder Laie und ebensowenig jeder Experte, wie man an den überarbeiteten Liedertexten des «Gotteslobes» leicht sehen kann); und jeder schaffende Künstler weiß um die Notwendigkeit, seinem Werk die als richtig erkannte Form zu geben. Daher hat das begonnene Werk eine immanente Dynamik, die zu einer guten Gestalt hindrängt.

Ebenso ist es in der Liturgie. Deutlich sichtbar ist diese innere Notwendigkeit beim Weihrauch in der Messe: der älteste *Ordo Romanus*, der in vorkarolingische Zeit zurückreicht, ordnete an, beim Einzug Weihrauch voranzutragen; am Altar jedoch wurde der Weihrauch nicht mehr gebraucht. Hier war es notwendig, zu einer Form zu gelangen, in der der Weihrauch den Altar oder das Opfer auszeichnete; alles drängte dazu, den Altar mit dem Weihrauch zu umschreiten. Und in der Tat: in allen Ordines des Mittelalters und auch der Neuzeit wird der Weihrauch bald nach der Ankunft um den Altar und danach auch um den Altar mit den bereiteten Opfern getragen⁶.

Ein Ritus zeigt besonders deutlich die innere Notwendigkeit, denn der früheren Väterzeit war er noch fremd: im IV. und V. Jahrhundert noch wurde allüberall das Evangelium angekündigt wie die anderen Lesungen auch; danach begann der Prediger mit einem liturgischen Gruß wie «Der Herr sei mit euch» oder «Der Friede sei mit euch». Alle Riten der Christenheit aber vom lateinischen Westen bis zum äußersten syrischen Osten, ungeachtet aller damals schon bestehenden Kirchenspaltungen, haben noch im I. christlichen Jahrtausend diesen Gruß mitsamt der Antwort: «und mit deinem Geiste» vor die Lesung des Evangelium gestellt und zudem auf die Ankündigung des Evangelium das Volk antworten lassen: «Ehre sei Dir, Herr». Offenkundig hat die ganze Christenheit die innere Notwendigkeit empfunden, sich auf die Erscheinung des Herrn in der Evangelienlesung, die «epipháneia toû Lógou», ähnlich wie auf seine Erscheinung in der Wandlung durch einen festlichen Dialog vorzubereiten.

Der *Novus Ordo Missæ*, die Frucht der Aktendeckel und der menschlichen Arbeit, den uns Papst Paul VI. 1969 schenkte⁷, hilft uns, auch heute den Drang zur guten Gestalt zu erleben:

⁶ Infolge der Vermehrung der Messen beschränkte man sich in der *Missa matutina* auf nur eine Inzensation; und Privatmessen mußten ganz ohne Weihrauch auskommen: eine liturgische Anomalie, die in der Neuzeit sich noch weiter ausgebreitet hat.

⁷ Anders als oft vorgegeben, hat er nichts zu tun mit dem 1965 beendeten II. Vaticanum.

Er beschließt die Oratio, das «Tagesgebet» vor den Lesungen, mit der großen Conclusio «der mit Dir lebt und herrscht ...», die auch die Schlußgebete der Stundengebete zeigen. Sie fehlt jetzt jedoch dem Schlußgebet der Messe und dem «Gabengebet», dem früheren Stillgebet vor der Wandlung. Dieses Schlußgebet, das ja dem Tagesgebet ganz analog ist, schreit nun nach dieser ihm nicht minder angemessenen Conclusio. Und auch das «Gabengebet» ruft nach ihr, wenn auch, naturgemäß, ganz stille.

Übermäßigen Wechsel der Strukturelemente zeigen hingegen die Antworten auf die Lesungen der Messe: zunächst «Dank sei Gott», dann nach dem Evangelium «Lob sei Dir, Christus», und das gegenüber dem «Ehre sei Dir, o Herr» zu Beginn des Evangelium – das ist unübersichtlich viel und darum nichtssagend (eine besondere Pointe liefert noch das Gotteslob, indem es für «Ehre sei Dir» den römisch-tridentinischen Ton eindeutscht, für «Lob sei Dir» jedoch den Kölner Evangelienton nimmt – wie soll man so das Evangelium singen?). Der klassische römische Ritus bedurfte gar keiner Antworten auf die Lesungen der Messe (das tridentinische Missale ließ dann die Ministranten hierzu leise antworten), der griechische Ritus verzichtet für die Lesungen vorm Evangelium ebenfalls auf Antworten, wiederholt nach dem Evangelium das «Ehre sei Dir» – beides stellt überzeugend gute Gestalt dar.

Sequentia sequentur